

Wenn Roma und Sinti über Roma und Sinti forschen

Bildungserfahrungen und partizipative Forschung

Partizipative Forschung ermöglicht vieles, was der klassischen Forschung verschlossen bleibt. Das war auch der Ansatz der ROMBAS-Studie zur umfassenden Erhebung der Bildungserfahrungen von Roma und Sinti in Österreich. Aber wie ist es den partizipativ Forschenden in diesem Prozess mit ihren eigenen Bildungserfahrungen ergangen?



ROMBAS-ForscherInnen; Foto: Sabine Schwaighofer

Die Erforschung marginalisierter Gruppen wird erschwert durch die unklare Zuordnung Betroffener und die Verfremdung durch die Außenperspektive der Forscher*innen. Hindernisse ergeben sich auch durch Hürden beim Zugang zu den jeweiligen Gruppen und durch Machtungleichheiten. Eine Möglichkeit, diese Schwierigkeiten zu umgehen, ist die Nutzung partizipativer Forschungsprojekte. Diese Projekte haben aus forschungspragmatischer Perspektive den Vorteil, den Zugang zu teilweise schwer erreich-

baren Gruppen zu schaffen. Außerdem können die so erhobenen Daten Erkenntnisse aus der Sicht Betroffener besser erfassen. Aus politisch-aktivistischer Perspektive wird zudem die marginalisierte Gruppe bereits mit und in dem Forschungsprozess ermächtigt, sich Gehör zu verschaffen. Durch die wissenschaftliche Befähigung der forschenden Gruppe wird die Forschung nicht nur Grundlage für die darauffolgenden Maßnahmen, um Bildungsungleichheiten auszugleichen, sondern wird selbst zum Ausgleichswerkzeug.

Melanie Nind fasst drei hauptsächliche Forschungsansätze mit dem Anspruch aktiver Beteiligung der beforschten Gruppe unter dem Überbegriff *inklusive Forschung* zusammen.^[1] Sie unterteilt *inklusive Forschung* in drei sich ähnelnde und teilweise überschneidende Ansätze, die dennoch voneinander zu unterscheiden sind: *partizipative Forschung*, *emanzipatorische Forschung* und *partizipative Aktionsforschung*.

Unter *partizipativer Forschung* wird nicht eine bestimmte Methode verstanden, sondern eine

Forschungshaltung, der es darum geht, dass die erhobenen Daten auch Verbesserungen bewirken. Es sind also nicht die angewandten Methoden, die ein Forschungsprojekt automatisch in ein partizipatives verwandeln, sondern die besondere Herangehensweise. Diese zeichnet sich dadurch aus, dass die beforschten Personen selbst am Forschungsprozess beteiligt sind und diese Beteiligung sich über alle Bestandteile und Phasen der Forschung erstreckt. Dabei wird die Forschungsbeteiligung betont und nicht die Daten, die so generiert werden. *Emanzipatorische Forschung* betont hingegen den politisch-aktivistischen Charakter mehr als *partizipatorische Forschung* und gibt den untersuchten bzw. forschenden Gruppen noch mehr Kontrolle über den Forschungsprozess und die dafür notwendigen Ressourcen. *Partizipative Aktionsforschung* schließlich betont die Veränderungen, die direkt im und aus dem Forschungsprozess heraus entstehen sollen und sieht die Forschungshandlungen aus einer eher ergebnisorientierten Perspektive.

Die ROMBAS-Studie^[2] ist ein aktuelles Beispiel für partizipative Forschung in Österreich und die erste partizipative Studie, die mit Roma und Sinti in Österreich durchgeführt wurde. Im Zuge dieser Studie wurden Interviews mit den Angehörigen der Volksgruppe zu ihrer Bildungsgeschichte und zur Bedeutung ihrer Volksgruppenzugehörigkeit durchgeführt. Ergänzt wurden diese durch Expert*innen-Interviews. Das Forschungsteam

bestand – abgesehen von der Leitung – fast ausschließlich aus Roma und Sinti, die die Fragebögen gestalteten, „selbst Interviews führten, Transkriptionen und Übersetzungen vornahmen und/oder sich an Interview-Auswertungen beteiligten.“^[3] Die partizipativ Forschenden organisierten auch die Interviewpartner*innen und reflektierten laufend gemeinsam die Vorgehensweise.

In der bildungswissenschaftlichen Forschung sind die partizipativ Forschenden doppelt involviert, was Herausforderungen mit sich bringt: Sie sind nicht nur Mitglieder der Gruppe, die erforscht wird, sondern tragen auch ihre eigenen Bildungserfahrungen in eine Bildungsstudie. Nicht nur formelle, institutionalisierte Bildungserfahrungen spielen hier eine Rolle, sondern auch das Wissen und die Erfahrungen, die Menschen aus ihrem sozialen, kulturellen und familiären Umfeld mitbringen. Es kann angenommen werden, dass dieses Wissen und die Erfahrungen nicht nur explizit aktiviert, sondern auch implizit bei der Forschung relevant gesetzt werden.

Aus der Perspektive der partizipativ Forschenden wurde diese Betroffenheit bisher kaum evaluiert. Deswegen habe ich im Rahmen meiner Bachelorarbeit „Bildungserfahrungen und partizipative Forschung“^[4] fünf der fünfzehn partizipativ Forschenden aus der ROMBAS – Gilda Horvath, Manuela Horvath, Manuel Weinrich, Tamara Weinrich und Thomas Weiss – interviewt und mich insbesondere mit ihren

Erwartungen an (partizipative) Forschung auseinandergesetzt.

Nicht nur in Österreich ist Forschung für Roma und Sinti ein Thema, das mit viel Schmerz verbunden sein kann. Angesichts der Tatsache, dass zumeist komplett unseriöse Forschungsergebnisse schon im 19. Jahrhundert und vor allem im Zuge des NS-Regimes gegen Roma und Sinti verwendet wurden und zur Vernichtung vieler von ihnen in Konzentrationslagern geführt haben^[5], ist dies mehr als nachvollziehbar.

„Es war ambivalent, meine eigene Volksgruppe, Angehörige meiner eigenen Volksgruppe zu befragen, da das Verhältnis zur Mehrheitsgesellschaft ebenso, sagen wir, getrübt ist. (...) dann war ein Gefühl des ..., ein unwohliges Gefühl dabei, ja.“ (Manuel Weinrich)

Diese unwohligen Gefühle waren ständige Begleiter im Forschungsprozess, was besondere Transparenz in der Zusammenarbeit sowohl zwischen Studienleitung und partizipativ Forschenden, als auch zwischen den Forschenden und Befragten erforderlich machte. Nach einem Moment, in dem im Forschungsteam das Gefühl aufkam, dass das Vertrauen der Forscher*innen von der Studienleitung missbraucht wurde, kam es zu einer großen Erschütterung und sofortigem Misstrauen in der Gruppe:

„Grad bei unserer Gruppe ist dieses Misstrauen so in uns verwachsen, dass du das kaum so gestalten kannst, als Leiter, dass nicht irgendwann sowas passiert und ein Misstrauen geäußert wird oder Angst entsteht.“ (Tamara Weinrich)

Aufgrund der angesprochenen Beziehung zur Forschung ist der Anspruch, korrekt wissenschaftlich zu arbeiten, sich den Teilnehmer*innen gegenüber verantwortungsvoll zu

^[1] Melanie Nind: *What Is Inclusive Research?* London: Bloomsbury 2014.

^[2] Mikael Luciak (Hg.): *ROMBAS-Studienbericht. Zur Bildungssituation von Roma und Sinti in Österreich.* Wien: Initiative Minderheiten 2014.

^[3] Luciak 2014, S. 46.

^[4] Institut für Bildungswissenschaft, Universität Wien, 2015.

^[5] Mikael Luciak/Emmerich Gärtner-Horvath (2013): *Roma in Österreich. Erfahrungen von Bildungsungleichheit einst und heute.* In: Sabine Hornberg/Christian Brügge-mann (Hg.Innen): *Die Bildungssituation von Roma in Europa.* Münster: Waxmann Verlag 2013, S. 121-146.



Robert Gabris und Zaklina Radosavljevic; Foto: Sabine Schwaighofer

verhalten und die Ergebnisse und ihre Folgen kontrollieren zu können, besonders hoch.

„Mir war es halt wichtig, dass sich der Interviewpartner nicht irgendwie unter Druck gesetzt fühlt (...) und eben auch, dass ... , bei der Verschriftlichung, aber vor allem auch bei der Auswertung, dass die Daten auch so wiedergegeben werden, wie sie der Interviewpartner gegeben hat.“ (Manuela Horvath)

Da das Misstrauen vorab gegeben war, bedurfte es eines großen Vertrauensvorschlusses an das Forschungsprojekt von Seiten der Beforschten, aber auch der Forschenden selbst.

„Wir haben die ganze Zeit gespürt, wie sehr man uns vertraut. Wie sehr man sich darauf verlässt, dass das, was wir da machen, wir gut und richtig machen. Also das belastet, aber das motiviert auch.“ (Gilda Horvath)

Für einige der interviewten For-

schenden stand der aktivistische Charakter der partizipativen Forschung im Vordergrund. So wurde das Forschungsprojekt als ein Teil der „Welt des Aktivismus und des Engagements für meine Volksgruppe“ (Manuel Weinrich) bezeichnet. Durch die Forschung sollte nicht nur Wissen generiert, sondern es sollten auch konkrete Verbesserungen eingeleitet werden. In weiterer Folge sollte es jedenfalls möglich sein, dass „Sinti und Roma irgendwann selber sich auf die Füße stellen und nicht alles in die Hand anderer Menschen geben, die nicht der Volksgruppe angehören.“ (Manuel Weinrich)

In der partizipativen Forschung sollte möglichst ohne hierarchisches Verhältnis zwischen partizipativ Forschenden und akademisch Forschenden gearbeitet werden. Beide bringen ihr eigenes Expert*innenwissen mit. Dass die partizipativ Forschenden

Expert*innen für ihre Situation sind, wurde auch bei der Auswertung der ROMBAS ersichtlich, die zum Großteil von Studierenden, kontrolliert durch einen Teil des Forschungsteams, durchgeführt wurde. Diese konnten den Authentizitätsansprüchen nicht immer genügen.

„Aber als ich da ein paar Auswertungen gesehen hab, also manche Sachen sind einfach ... nicht richtig interpretiert worden (...). Sie haben einfach das zusätzliche Wissen nicht gehabt.“ (Tamara Weinrich)

Die angestrebte Hierarchielosigkeit konnte in der ROMBAS auch sonst nicht vollständig umgesetzt werden. *„Vielleicht wäre es auch gut gewesen, wenn auch Roma selbst schon ein bissl mehr in diese Vorarbeiten eingebaut beziehungsweise in des Leiterteam aufgenommen werden.“ (Manuela Horvath)* Das hat auch dazu geführt, dass sich die Forschenden teilweise eher als Datenlieferant*innen verstanden haben und nicht als mitbestimmende Forschende. *„Es wurde viel geredet und viel diskutiert, aber ich schätz mal vom Plan ist trotzdem nicht besonders abgewichen worden.“ (Tamara Weinrich)*

Alle Befragten zeigten sich überzeugt davon, dass eine Forschung über Roma und Sinti ohne Beteiligung von Roma und Sinti zum Scheitern verurteilt ist. Dies wird auch im ROMBAS-Studienbericht sowie im Bericht der Stiftung „Erinnerung Verantwortung Zukunft“^[6] betont. Partizipative Forschung ist damit ein wichtiger Aspekt in der Stärkung von Empowerment und Teilhabe marginalisierter Gruppen, wenn auch nicht die einzige Möglichkeit, dies zu erreichen, denn: *„als Modell kann mans immer nehmen. Aber es gibt viele andere Modelle auch.“ (Thomas Weiss)*

Lena Lisa Vogelmann hat die Bachelorstudien Bildungswissenschaft und Soziologie abgeschlossen und befindet sich im Masterstudium. Sie arbeitet beim Verein JUVIVO als Assistentin der pädagogischen Leitung und als Studienassistentin am Institut für Soziologie.

^[6] Stiftung „Erinnerung Verantwortung und Zukunft“ (Hrsg.) (2015): *Gemeinsam für eine bessere Bildung. Empfehlungen zur gleichberechtigten Bildungsteilhabe von Sinti und Roma in Deutschland*. In: <http://tinyurl.com/pfdzsmx> (Stand: 1.11.2015)